

Der Enterbte.

Roman von **Paul Blumenreich.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Ich will wissen, wo die Schnitzel herkommen," unterbrach Heinrich den Diener.

„Aber die hab' ich doch auf der Terrasse gefunden, damals, als Herr Bergmann nach Dresden reisten! Hab' sie eingesteckt — so in Gedanken — zu Befehl."

Irene, die den Mann scharf beobachtet hatte, wandte sich jetzt an ihren Gatten mit der Frage: „Glaubst Du ihm das, Heinrich?"

Peter selbst übernahm die Antwort; man hielt ihm gegenüber nicht allzustreng auf die Form.

„Die Frau Baronin saß ja dabei," vertheidigte sich Peter gegen den Vorwurf der Unwahrheit, „sie hat's ja gesehen, wie der Briefträger kam und den Brief brachte. Das ist kein Anderer gewesen, als der Harry, der ihn zerrissen hat. Ich sag' es ja immer: der Junker ist verzogen und gar zu eigensinnig! — Na, und wie ich die Schnitzel liegen sah — werde wohl wieder einmal nicht ganz nüchtern gewesen sein — da dachte ich mir: nein, die Briefe an den Herrn sind kein Spielzeug! Uebrigens können Herr Bergmann ganz ruhig sein! Die gnädige Frau Baronin hat's ja gelesen... Wird wohl dem Herrn gemeldet haben, was in dem Briefe stand!"

Heinrich vergrub die Nägel in seinen geballten Fäusten, so überkam diesen sonst so ruhigen Mann die Wuth. Wohl zehnmal schritt er im Zimmer hin und her — er fand keine Worte. Endlich befahl er, die Baronin hierher zu bitten. Peter schien völlig ernüchtert durch den drohenden Blick seines Herrn; er machte Kehrt und stapfte hinaus. —

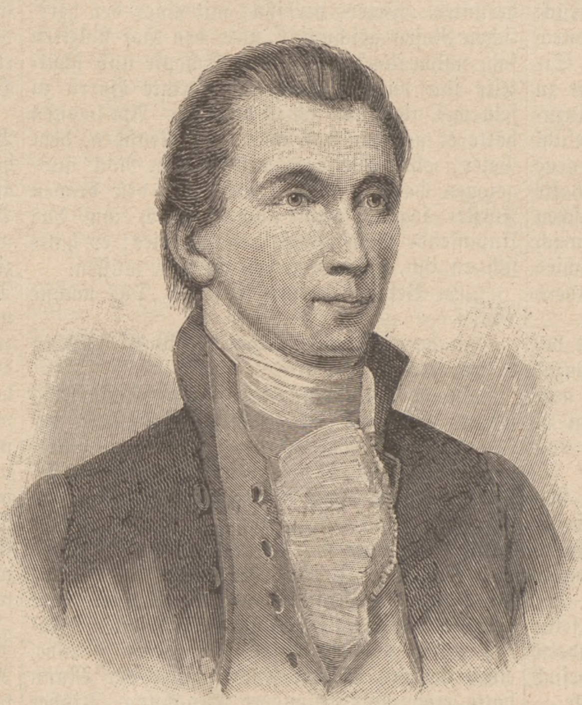
Ohne auch nur ein Wort hinzuzufügen, hielt Heinrich seiner Schwester die grauen Papierschnitzel vor die Augen. Einen Augenblick noch versuchte sie es, ihre Haltung zu bewahren.

„Willst Du mir nicht gefälligst erklären ...?" sagte sie mit starrem Blick.

„Frage nicht weiter," schnitt Heinrich ihr barsch das Wort ab. „Ein Wunder hat mich mit Irene zusammengeführt — ein Wunder mir diesen Beweis Deiner Schuld in meine Hand geliefert. Aber es ist gut so: Du und wir sind dadurch vielleicht vor Schlimmerem bewahrt. Ich meine, es geht nicht weiter so ... das Uebrige will ich noch heute mit Deinem Manne besprechen." —

Schon am folgenden Tage verließen der Baron und Charlotte mit ihrem Sohne den Erbsitz Derer v. Rothhausen. Was sie Bewegliches besaßen, sollte ihnen nachgeschickt werden. Irene hatte die Abziehenden nicht eines Blickes mehr gewürdigt.

— — — — — — — — — —



Präsident James Monroe. (S. 140)

Einige Jahre gingen in's Land. Baron Rothhausen war nach Afrika gegangen. Bis dorthin, meinte er, könne der zersetzende Einfluß des Kapitalismus noch nicht gedrungen sein. „Draußen in der freien Gotteswelt, da gilt der Mann noch, was er werth ist! Und den Werth bestimmt allein die Herkunft. An Fichtenstämmen aber reifen keine Ananas!" Heinrich hatte das Gut in Besitz genommen; Charlotte lebte in Berlin von einer reichlich bemessenen Pension, die ihr der Bruder ausgesetzt hatte. Ihre Gemüthsverfassung wird man sich leicht ausmalen können. Harry wurde auf den Wunsch des Onkels Heinrich jeden Sommer für ein paar Monate nach Rothhausen geschickt. Hier war ein völlig neuer Geist eingezogen. Der Pächter, dem Heinrich während der ersten Jahre alles erdenkliche Entgegenkommen zeigte, erwies sich als ein tüchtiger, fein Geschäft aus dem Grunde verstehender Mann. Die Wirthschaftsgebäude waren zum großen Theil erneuert und erweitert worden; sie mußten jetzt einem weit bedeutenderen Betrieb, einem stark vermehrten Viehstande dienen. Die damals nur theilweise vorgenommene Renovirung des Schlosses war inzwischen beendet, das ganze Anwesen machte heute einen stattlichen, vornehmen Eindruck.

In noch höherem Maße aber als das Gut hatte sich die Fabrik entwickelt. Fast konnte man von einem Arbeiterstädtchen sprechen, welches rings um die Fabrik entstanden war. Saubere kleine Backsteinhäuschen für je zwei Familien; ein Ziergärtchen vorn und ein ausreichender Gemüsegarten hinter dem Hause. Und das stand Alles in Reih und Glied, zu luftigen Straßen geordnet, die in Strahlenform von einem Mittelpunkte, der Schule, ausgingen. Nahezu zweihundert Kinder der zahlreichen Arbeiterschaft Heinrich's wurden hier unterrichtet; ein prächtiger Saal diente außer für Schulfeierlichkeiten einer Fortbildungsanstalt, in welcher Lehrlinge der Fabrik, jüngere Arbeiter Nachhilfe besonders in ihren technischen Fertigkeiten erhielten. Von Zeit zu Zeit fanden auch Vorträge, Demonstrationen und sogar Unterhaltungsabende statt, an denen sich dann Jedermann aus der Fabrik zu betheiligen pflegte.

Unter den Porzellanfabriken Mitteldeutschlands war die von Heinrich Bergmann heute vielleicht die großartigste. Schon vor zwei Jahren hatte der König von Sachsen ihren Begründer mit einem Titel geehrt. Kunstindustrieschulen entsandten ihre Zöglinge nach Rothhausen, damit sie dort sich praktisch vervollkommneten.

Heinrich war ein reicher Mann, ein Millionär geworden. Und was ihn noch mehr beglückte: seine Ehe hatte gehalten, was sie versprach. Er lebte mit Irene in ungetrübtester Uebereinstimmung. In der letzten Zeit hatten sich Beide auch gesundheitlich nicht zu beklagen gehabt; im Gegentheil, Irene schien neu aufzublühen. Auch der kleine Heinz war ein frischer, munterer Junge geworden. Ein pausbäckiger Schwarzkopf, merkwürdig genug, da beide Eltern

so ganz den blondgermanischen Typus zeigten. In dem Knaben steckte bei aller Kraftfülle etwas von einem Träumer. Er konnte mit seinen großen, tiefblauen Augen gen Himmel schauen, ganz wie jene entzückenden Engel zu Füßen der Sixtinischen Madonna. Zu seinem Vetter Harry gab Heinz einen seltsamen, man könnte fast sagen, fremdartigen Gegensatz ab. Wie Jener launisch, eigenwillig und hochfahrend, so erschien Heinz gefügig, gutherzig, liebenswerth. Vielleicht war Harry das schönere Kind; er trug feinere Züge als Heinz, hatte auch etwas von jener angeborenen Grazie, die aus ganz natürlichen Ursachen häufig ein schönes Erbtheil der seit Jahrhunderten bevorzugten aristokratischen Familien ausmacht; aber Heinz war sanfter, er wurde wohl auch verständiger erzogen, sah besseres Beispiel vor sich — jedenfalls ein herziges Kind.

Heinrich wäre ganz glücklich gewesen, wenn ihn nicht ein einziger Kummer bedrückt hätte. Er hatte die Empfindung, als ob Irene das Kind nicht so sehr liebte, wie er selbst. Es waren nur Kleinigkeiten, die ihm dafür zu sprechen schienen, aber er vermochte sie nicht zu übersehen. Schon daß Irene den nun vierjährigen Knaben manchesmal stundenlang der Wärterin überließ, schmerzte den zärtlichen Vater. Häufig spielte Heinz den ganzen Vormittag in des Vaters Bureau — seine Mutter vermißte ihn gar nicht. Ja, es war vorgekommen, daß Irene von einer größeren, gemeinsam mit Heinrich anzutretenden Reise sprach, ohne des Knaben auch nur zu erwähnen.

„Ihre Seele war nicht mehr voll empfänglich für das Mutterglück," sagte sich Heinrich. Aber es blieb doch ein Schatten in ihm zurück.

Zwar Irene entschädigte ihren Mann durch verdoppelte Zärtlichkeit für ihn selbst. Sie hatte eine ganz reizende Art, seine Wünsche zu errathen, auf seine geschäftlichen Pläne einzugehen, mit ihrem fein entwickelten Kunstgefühl ihm zur Seite zu stehen, wo es sich um neue Muster und Formen handelte. Eine ernsthafte Verstimmung war thatsächlich noch nie zwischen ihnen aufgekommen. So mußte sich Heinrich denn sagen, es sei vielleicht nur ein Unterschied des Naturells, wenn sie dem Kinde anders gegenüberstand als er.

Ein zweites Kind ward der Ehe nicht beschert. Und so blieb Heinz des Vaters ganzes Glück, sein Stolz, sein Alles. Er brauchte dem süßen Jungen nur in die strahlenden Augen zu schauen, so war er außer sich vor Freude und Seligkeit.

Auch in diesem Sommer hatte man den nun elfjährigen Harry herkommen lassen. Seine Mutter, Baronin Charlotte, durfte das Haus nicht betreten, sie verbrachte die heißen Monate bei Verwandten des Barons.

Je unversöhnlicher Heinrich gegen seine Schwester blieb, um so liebevoller behandelte er deren Sohn, trotzdem dieser Sommerbesuch regelmäßig vielen Aerger zu bringen pflegte.

Harry war, wie gesagt, hübsch, groß für sein Alter, klug, gewandt, schlagfertig, einschmeichelnd, aber unter Umständen auch brutal. Diesmal besonders hatte es schon eine ganze Reihe von Widerwärtigkeiten seinetwegen gegeben.

Gleich in den ersten Tagen hatte er, mit dem nunmehr auf Heinz übergegangenen Ponygespann über das Feld rasend, ein dort arbeitendes Mädchen niedergefahren, glücklicherweise ohne ernste Folgen. Ein andermal bedrohte er den Förster Peter, der dem wild aufgestachelten Pferdchen in die Zügel fallen wollte, mit der Peitsche. Von den beiden allerliebsten, überaus zuthulichen, weißen Kaninchen, die der kleine Heinz besaß, fand dieser eines Tages das Männchen mit zusammengebundenen Hinterläufen an einem Baume hängend. Und was den Onkel noch mehr verdroß, als diese häßliche Grausamkeit, war die freche Art, mit welcher Harry sich damit rechtfertigte: das Thier habe auf seinen wiederholten Ruf nicht zu ihm kommen wollen.

Es gehörte eben Heinrich's Herzensgüte und Pflichttreue dazu, den Burschen weiter bei sich zu dulden, und wenn überhaupt leise Verstimmungen zwischen ihm und seiner Gattin vorkamen, so war gewiß Harry die Ursache. Hatte doch Irene einmal gehört, wie Harry zu dem kleinen Heinz sagte: „Ich bin doch der eigentliche Erbe von Rothhausen und Du — Du bist nur ein Bürgerlicher!" Heinz wußte natürlich keine Antwort, hatte ihn überhaupt nicht verstanden. Aber Irene war wüthend.

Trotz alledem verlor Heinrich nicht die Geduld mit dem ungeberdigen Jungen. Er behandelte ihn nach wie vor wie einen gern gesehenen Gast, wie einen nahen Verwandten. Wie viel Anlaß Harry auch zu Klagen und Beschwerden gab, Heinrich blieb sich und seiner Vornahme getreu. Er fühlte sich dem Kinde gegenüber als Schuldner, wenn auch die Umstände ihn längst von der freiwillig übernommenen Pflicht freigemacht hatten.

Auch in diesem Jahre sollte zu Ehren Harry's ein Kinderfest stattfinden. Er nahm dergleichen übrigens für durchaus selbstverständlich hin; es wäre dem sonst so geweckten Knaben nicht in den Sinn gekommen, sich dafür etwa dankbar zu zeigen. Im Gegentheil, auch heute, am Tage des Festes, gab es Grund zur Unzufriedenheit. Von den kostbaren Marschall Niel-Rosen, die Heinrich eigens für seine Gattin hatte pflanzen lassen, riß der „Junker", wie er sich zu gern nennen hörte, einen ganzen Zweig herunter. Peter, der ihn, mit einer der herrlichen Rosen geschmückt, über den Hof stolziren sah, nahm ihn diesmal beim Schopfe und schüttelte ihn durch. Wüthend stürmte Harry zu seinem Onkel, um sich zu beklagen. Am liebsten hätte er gesehen, daß man dem Menschen, dem Peter, ohne Weiteres den grünen Rock ausgezogen hätte. Aber Irene lobte den braven Förster sogar, wenn auch Heinrich ihm das Unpassende seines Verfahrens verwies; er hätte sich an ihn, an den Herrn wenden müssen.

„Zu Befehl," meinte Peter. „Das nächste Mal!" —

In dem „Junker" kochte die Wuth. Wenn er nur erst groß wäre!

Zu der Kindergesellschaft am Nachmittag waren wohl an die fünfzig kleine Leute geladen. Die Sprößlinge der benachbarten Gutsbesitzer — mit der „Frau Kommerzienrath" hatte man sich nach und nach befreundet, sie war doch immer etwas mehr, als eine einfache Frau Bergmann — die Kinder der Beamten von Heinrich's Fabrik, ein paar Knaben, die der Pastor in Pension hatte — Alle im Alter von fünf bis zwölf Jahren. Sie spielten friedlich unter der Anleitung des Herrn Wende, eines Lehrers an der Fabrikschule; der Mann hatte eine ganz besondere Begabung, Kinder zu unterhalten. Im Park wie im Saal folgten ihm die Kleinen, wie im Märchen dem Rattenfänger von Hameln.

Zu den jugendlichen Gästen gehörten auch die kleinen Grafenkinder v. Behrenberg; Hilda, die nur um wenige Monate älter war als Heinz Bergmann, ein ganz reizendes Geschöpfchen mit blonden Locken und brünettem Teint, sehr zart und zierlich, und ihr Bruder Ottbert. Dieser war mehr als ein Jahr jünger als Hilda, aber überragte diese und den kleinen Heinz schon heute um Hauptеslänge.

Dieser Ottbert war ein echter und rechter Offizierssohn. All' sein Träumen war die Kadettenuniform, die er nun bald anlegen sollte. Schon jetzt trug er den schönen feurigen Knabenkopf so hoch und so stolz, hielt er sich so kerzengerade im Sattel von Heinz' Pony, daß seinem Schwesterchen, die ihn abgöttisch zu lieben schien, die Augen leuchteten, als sie ihn so sah. Harry machte der kleinen Komtesse förmlich den Hof; ihr zu Liebe ließ er auch den kleinen Ottbert gelten, er, der sonst alle jüngeren Gespielen zu tyrannisiren pflegte.

Eigensinnig verlangte er, sie solle neben ihm sitzen und mit ihm spielen. Aber Hilda wollte nun einmal durchaus mit Heinz spielen, der nicht so groß war wie Harry und der auch einen zu putzigen Mann aus Gummi hatte. Dazu mochte kommen, daß die beiden fast gleichalterigen Kinder miteinander bekannt waren, während Harry ja nur alle Jahre für einige Zeit hierher kam. Kurz, Hilda entschied sich für Heinz, der dafür der Kleinen alle seine Spielsachen zum Geschenk anbot. Ganz roth vor Zorn stieß Harry seinen Vetter zur Seite. „Spiele doch nicht mit dem Bengel, Hilda," rief er, „das ist ja nur ein Bürgerlicher!" Heinz war gefallen, hatte sich weh gethan, hatte diesmal auch verstanden und lief nun in hellen Thränen zu seiner Mama.

„Bin ich ein Bürger, Mama? Und darf Hilda nicht mit einem Bürger spielen?"

Irene tröstete den Kleinen und sagte diesmal ziemlich entschieden zu ihrem Manne: „Ich hoffe doch, Heinrich, daß Du Harry nicht mehr einladest!"

„Nein," versetzte dieser, bleich vor Zorn, „nächsten Sommer schicke ich ihn in eine Ferienpension — aber in eine ganz bürgerliche!"

Und so blieb es. Mit Heinrich's verwandtschaftlicher Zuneigung für Harry war es zu Ende; er unterstützte nur noch den Sohn seiner Schwester. Mit dreizehn Jahren kam Harry in eine Kadettenanstalt; Charlotte war nicht dazu zu bewegen, ihn einen bürgerlichen Beruf ergreifen zu lassen. Nach Rothhausen durfte Harry nicht mehr kommen.

Inzwischen wuchs auch Heinz heran. Herr Wende, der damals erst Lehramtskandidat war, hatte seine Studien beendet, sein Doktorexamen gemacht und nahm nun mit Freuden Heinrich's Angebot an, sich ganz der Erziehung Heinz' zu widmen. So entwickelte sich der Knabe unter zielbewußter, liebevoller Leitung von Tag zu Tag mehr. Er lernte mit Eifer, kam tüchtig vorwärts, wurde hübscher und täglich brünetter — zur Verwunderung Aller, die die blonden Eltern kannten, von denen er auch nicht einen Zug hatte. Man zerbrach sich vergeblich den Kopf, wem er denn eigentlich ähnlich sehe. Heinz wurde ein träumerischer Jüngling, der nichts von dem praktischen Sinn des Vaters, nichts von dem energischen, kaltstolzen Wesen der Mutter verrieth. Sehr früh zeigten sich bei ihm dichterische Neigungen. Er schrieb schon mit fünfzehn Jahren eine lyrische Dichtung, zu welcher ihm unbewußt Hilda, die so ganz der „Prinzessin von Marzipan" aus einem seiner Märchenbücher glich, die Anregung gegeben hatte. An der fast im gleichen Alter stehenden Komtesse hing Heinz überhaupt mit wahrhaft rührender Zärtlichkeit. Ihre Mutter war brustleidend, man suchte das junge Mädchen deshalb möglichst viel fern vom Elternhause zu halten. Oft war sie tagelang Irenens Gast, und in dieser Zeit erwuchs in dem Herzen des romantisch gesinnten Heinz eine leidenschaftliche tiefe Neigung für das engelgleiche Grafenkind, ein Gefühl, über das sich der Knabe natürlich noch keinerlei Rechenschaft ablegte. Nur Eines wußte er: alle seine Gedanken gehörten ihr, in allen seinen Träumen tauchte das holde blonde Köpfchen auf mit den dunklen, von langen Seidenwimpern beschatteten Augen, in allen seinen — manchmal gar kühnen — dichterischen Versuchen war sie und immer wieder sie die Heldin.

Komtesse Hilda spielte jetzt sehr gern mit dem „Bürgerlichen". War es auch nicht mehr die Kautschukpuppe, die sie zusammenführte, so

saßen sie oft stundenlang an dem kostbaren Flügel, den Heinrich angeschafft hatte.

Und Heinz' Eltern saßen in einer Ecke des Musiksalons und lauschten glückselig den Harmonien von Heinz' und Hilda's Spiel.

So waren abermals einige Jahre ungetrübten Glückes hingegangen, bis eines Tages das Haus Heinrich Bergmann's von einem schweren Schlage getroffen werden sollte. Schon immer hatte Irene an heftigen Erkrankungen der Nerven gelitten. Aber es trat stets wieder Besserung ein. Diesmal ward es schnell Ernst. Eine in allerschlimmster Gestalt auftretende Gehirnentzündung warf die noch immer schöne Frau darnieder. Schon am zweiten Tage trat völlige Bewußtlosigkeit ein. Berühmte Aerzte wurden telegraphisch herberufen — ein Berliner Professor kam in einem Extrazuge an, den ihm Heinrich zur Verfügung gestellt hatte, aber man konnte dem raschen Hinschwinden nur noch für Stunden Einhalt gebieten. Ein paarmal noch rang sich der starke Geist dieser ungewöhnlichen Frau zu lichten Augenblicken durch. Dann erkannte sie die Ihrigen, versuchte, zu ihnen zu sprechen. Als Heinz mit thränenerfülltem Blick an ihr Lager trat, stieß sie einen entsetzlichen, wie von Angst erfüllten Schrei aus und wandte den weit aufgerissenen Blick von ihm, als fürchte sie, dem seinen zu begegnen. Und da nun Heinrich sich ihr näherte, schrie sie mit übermenschlicher Anstrengung: „Die blaue Mappe!"

Der ganz von Sinnen gebrachte Heinrich wußte nicht, was sie meinte. Sie hatte Mappen aller Art — auch eine kleine Mappe in blauem, gepreßtem Leder glaubte er einmal bei ihr gesehen zu haben. Aber all' sein Suchen darnach war vergeblich, er konnte sie nicht finden, wie hastig er auch alle Schränke, Laden, Kästen seiner Gattin durchforschte. Und noch ein letztes Mal flackerte die scheinbar auch dem Tode widerstehende Energie Irenens auf. Mit klarer, fester Stimme sagte sie: „Armer, armer Heinrich! Es würde Dich tödten! O, schwöre mir, daß Du mir sie in's Grab gibst, uneröffnet!"

Heinrich glaubte an eine Fieberphantasie, aber er hätte ihr Alles auf der Welt geschworen. Er gab ihr feierlich das verlangte Versprechen. Und in demselben Augenblick schien die überstarke Gewalt, welche das Gehirn in Bewegung gehalten hatte, gebrochen, der Lebensapparat gehorchte ihr nicht ferner.

In tiefster Bewußtlosigkeit schlummerte Irene hinüber. Ein schönerfülltes Dasein war abgeschlossen.

Die blaue Mappe aber wurde nirgends gefunden.

6.

Eine glänzende, festlich geschmückte Gesellschaft erfüllte Parkett und Logen des Nationaltheaters. Man feierte irgend ein klassisches Jubiläum, und der kluge Direktor dieses Hauses verstand es außerordentlich, dergleichen Anlässe zu großartigen, besonders geschäftlich lohnenden Vorstellungen auszubeuten. Einen Monat zuvor schon durchliefen Notizen die Zeitungen, Feuilletons, Erinnerungen an den zu feiernden Mann. Eine Woche vor dem großen Tage endlich erschien in den gelesensten Blättern die Mittheilung, daß das Festkomité alle Schwierigkeiten überwunden habe, welche sich der Abhaltung des Festes im Nationaltheater entgegen gethürmt hatten; um so glänzender aber würde nunmehr die Sache verlaufen. Der berühmte X., die gefeierte Z. und der vielbewunderte Y. seien nur so nebenher zu nennen. Kurz und gut, die ganze Vorstellung müßte eben gesehen haben, wer zur Gesellschaft gehörte.

Dergleichen wirkte, wie immer. Drei Tage vor der Aufführung war das Haus ausverkauft.

Ein Festspiel leitete den Abend ein, eine Allegorie, in deren Mittelpunkt der gefeierte Geistesheld stand. Einer reizend schönen, heute zum ersten Male hier auftretenden jungen Schauspielerin, Fräulein Bertha Galetta, waren alle die Tiraden in den Mund gelegt, die das dankbare Vaterland bei solchen Gelegenheiten an den Jubiläumshelden zu richten pflegt. Die besten Komiker der Hauptstadt spielten die in knappen, aber scharfen Zügen zur Veranschaulichung gebrachten Typen aus den verschiedenen deutschen Landen. So viel schon ließ sich aus dem Theaterzettel ersehen.

Man hatte sich auf Langeweile gefaßt gemacht, auf anständige Langeweile, und nun war der Vorhang aufgegangen. Eine ganz kurze Einleitung führte in den Mittelpunkt der Dinge, und jetzt war man überrascht durch den Schwung dieser Verse, durch eine Reihe feiner, humoristischer Bemerkungen, durch diese ganze, von der Schablone so sehr abweichende Arbeit.

Stürmische Hervorrufe lohnten den bisher nicht genannten Dichter, der nun zögernd und bescheiden erschien. Es war ein interessanter junger Mann, blaß, wohl nur infolge der Situation, mit dunklen Augen und dicht gelocktem, schwarzem Haar. Er war sichtlich verwirrt durch solchen Beifall und kürzte sein Erscheinen so sehr als möglich ab. Ein Versuch, ihn zum zweiten Mal hervorzurufen, blieb erfolglos, vielmehr mußte die Hauptdarstellerin des Festspiels an seiner Stelle sich vor dem wirklich begeistert gewordenen Publikum verneigen. Nur Wenige gab es im Hause, die an dem Erfolge mäkelten, aber gerade, daß sie es thaten, sprach für die Gesammtstimmung.

Doctor phil. Heinrich Bergmann, den die Intimen des Theaters als den Verfasser kannten, war in der That eine allgemein beliebte Persönlichkeit; er war der Sohn des Kommerzienraths Heinrich Bergmann. Seltsamerweise war dieser blond und dick, der Sohn brünett und zart. Der Vater war ein tüchtiger, hervorragender Industrieller, der seinen großen Fabrikbetrieb nun schon seit einem Jahrzehnt von der Hauptstadt aus leitete. Der Sohn hingegen erwies sich als dichterisch veranlagt — er mußte das von seiner Mutter haben.

Der Kommerzienrath saß in der Loge und applaudirte. Zwar er hatte es nicht gewünscht, seinem Sohn an dieser Stelle zu begegnen. Nach seinem Sinne wäre dieser lieber ein tüchtiger Techniker oder irgend etwas dergleichen geworden, aber er hatte sich wohl oder übel hierein ergeben müssen, und schließlich war's ja auch zu ertragen; machte doch alle Welt ihm Komplimente über diesen Sohn, der seinem Vater die Rücksicht erwiesen hatte, bis zu diesem Erfolge anonym zu bleiben.

Zwischen Festspiel und der eigentlichen Vorstellung fand die große Pause statt. Die ganze Gesellschaft begab sich in's Foyer, und nun regnete es Glückwünsche von allen Seiten. Heinz, ein überaus bescheidener, liebenswürdiger junger Mann, der überall wohl gelitten war, konnte sich aller Zustimmungsäußerungen kaum erwehren. Er gehörte einer ganzen Menge von Vereinen an, studentischen, literarischen, künstlerischen und anderen Gesellschaften. Kein Wunder, daß dieser so überaus sympathische junge Mann nichts als Freunde hatte. Dazu kam, daß sein Vater ein großes Haus führte. In der Villa des Kommerzienraths Bergmann vereinigten sich allwöchentlich die Spitzen gewisser Gesellschaftskreise. Da sah man hervorragende Schriftsteller, Künstler, Journalisten, da waren ferner einige jüngere Vertreter des Auslandes, die ihre industrielle Ausbildung in der Hauptstadt vollenden wollten, ein paar Verlagsbuchhändler und andere tonangebende Persönlichkeiten.

Die Frau vom Hause vertrat nun schon seit Jahr und Tag die Baronin Charlotte v. Rothhausen. Bald nach Irenens Tode hatte sie eine Versöhnung mit ihrem Bruder herbeizuführen gewußt. Sie war jetzt eine Frau von knapp fünfzig Jahren; schneeweißes, dicht gelocktes Haar umgab das scharf markirte, doch noch immer schöne Gesicht. Die Stellung, in der sie sich hier im Hause befand, machte es ihr möglich, Toilettenluxus zu treiben, so wie sie es im Hause ihres Gatten so viele Jahre vergeblich gewünscht hatte. Sie war also eine durchaus angemessene, ja vornehme Repräsentantin des Hauses.

Ihr Sohn Harry wohnte für sich. Er mochte den Wohlstand im Hause Bergmann nicht mit ansehen; vielleicht paßte es ihm auch nicht, sich unaufhörlich unter Aufsicht zu wissen. Er konnte ohnehin in vielen Fällen den Moralpredigten des Onkels nicht entgehen, denn wenn er allzutief in Schulden steckte, dann blieb ihm immer wieder kein anderer Ausweg, als der Oheim. Die Unterstützungen von Seiten der Mutter, die ein überreiches Wirthschafts- und Nadelgeld erhielt, genügten nicht als Zuschuß zu dem ihm vom Onkel ausgesetzten Monatsbetrage. Er hatte es sich natürlich nicht nehmen lassen, bei der Kavallerie zu dienen — ein Rothhausen hatte noch niemals bei einem Infanterieregiment gestanden — und da ging Geld darauf. Harry war jetzt ein Mann von neunundzwanzig Jahren; blaß von Gesichtsfarbe, aber ein schlanker, eleganter, „schneidiger" Offizier, dem man seinen Stand auch ansah, wenn er in Civil war.

Harry, der sich bisher mit einer überaus excentrisch gekleideten brünetten Dame unterhalten hatte, trat jetzt auf seinen Vetter zu und gratulirte ihm, ziemlich von oben herab.

„Du bist ein glücklicher Mensch, Heinz," sagte er, „weiß der Teufel, Dich verfolgt es förmlich, das Glück! Wenn ich doch einen Tag nur in Deiner Haut steckte."

Heinz erblaßte. Dieser Mensch hatte die Manie, ihm unaufhörlich sein Glück vorzuwerfen. Es war ja richtig, er hatte einen reichen Vater, Harry's Vater lebte als armer Abenteurer in Afrika. Aber hatte nicht auch Harry Glück gehabt? Heinrich entsann sich, wie Harry's Mutter damals nach dem Tode der seinen — dem Begräbniß hatte sie nicht beigewohnt — gekommen war, wie sie sich ganz verzweifelt geberdet hatte, als ob ihr Unrecht geschehen, und wie sein Vater, der noch unter dem Eindruck des entsetzlichen Schlages stand, der ihn getroffen, ihr alles Mögliche versprochen hatte, nur um Ruhe zu finden. Schon damals empörte sich dunkel etwas in seinem Innern. Und dann sah er, wie Tante Charlotte und Harry immer die Köpfe zusammensteckten. Sie begegneten einander nie, ohne daß irgend etwas wie ein Geheimniß zwischen ihnen ausgetauscht zu werden schien. Ein Nicken hier, ein Blick dort, ein verstohlener Händedruck, ein verstecktes Lächeln, das war nicht das Einverständniß zwischen Mutter und Sohn, das trug einen anderen Charakter; und unaufhörlich bekam Harry Geld von seiner Mutter in regelmäßigen und unregelmäßigen Raten, wenn sie, wie Heinz leicht berechnen konnte, längst zu Ende sein mußte mit ihrer Barschaft. Das Alles hatte der aufmerksame und verständige Heinz seit Jahr und Tag gesehen — er wußte auch, daß Harry lebhaft in Sport- und Spielerkreisen verkehrte, und er hatte dazu geschwiegen. Bescheiden wie er war, und wohl auch, weil er den Standpunkt seines Vaters kannte, der nur Frieden, nichts als Frieden im Hause haben wollte.

Jetzt, da er erwachsen war, sagte er sich oft: „Hat dieser Harry ein Glück! Er lebt wie ein Kavalier, weit über seine Verhältnisse, amüsirt sich, spielt eine glänzende Rolle, und mein Vater gibt mit und ohne seinen Willen das Geld dazu her!"

(Fortsetzung folgt.)

Präsident James Monroe.

(Mit Porträt auf Seite 137.)

Bekanntlich ist die südamerikanische Republik Venezuela, deren gegenwärtigen Präsidenten, General Joaquin Crespo, wir unseren Lesern in Nummer 12 im Bilde vorführten, wegen gewisser streitiger Grenzbezirke, die zwischen Britisch-Guyana und Venezuela liegen, mit England in Konflikt gerathen. In diesen Streit mischte sich nun vor einiger Zeit die nordamerikanische Union, indem Präsident Cleveland eine Botschaft erließ, worin er sich auf die sogenannte Monroe-Doktrin berief, um den englischen Ansprüchen auf Erweiterung des britischen Gebietes gegenüber Venezuela entgegenzutreten. Diese Lehre ist aber bisher noch nirgends außerhalb der Vereinigten Staaten anerkannt worden; sie ist auf den Präsidenten James Monroe (sprich: Monnroh), den fünften Präsidenten der Union, zurückzuführen, dessen Porträt wir den Lesern auf S. 137 bringen. Monroe, geboren am 2. April 1759 in Virginien, trat 1817 seine Präsidentschaft an, welche ihm 1820 für eine zweite Amtsperiode übertragen wurde. Er stellte gegenüber dem von den Vertretern der „heiligen Allianz“ auf den Kongressen von Laibach und Verona (1821 und 1822) verkündeten Interventionsrechte den Grundsatz auf, daß die Einmischung der europäischen Staaten in die amerikanischen Verhältnisse unstatthaft sei und von ihm als Kriegsfall betrachtet werden würde. Monroe legte am 3. März 1825 sein Amt nieder und starb am 4. Juli 1831 in New-York.

Ein Volksspiel in Frankreich.

(Mit Bild.)

Ein eigenartiges ländliches Volksspiel in Frankreich ist das nebenstehend dargestellte Kartoffelgreifen, das auch sonst als Eier- oder Apfelspiel auf dem Lande geübt wird. Je nach der vorher getroffenen Abmachung wird eine gewisse Anzahl von Eiern oder handfesten Früchten, hier Kartoffeln, etliche zwanzig, dreißig, in langer Linie und einige Meter weitem Abstand voneinander auf den Erdboden gelegt. Der Bursche, welcher in diesem Spiel den ausgesetzten Preis sich erringen will, muß in schnellem Lauf, ohne anzuhalten, die einzelnen Kartoffeln hintereinander aufheben und gesammelt in den Korb schütten, der den Endpunkt seiner Bahn bildet. Wer die Aufgabe am schnellsten löst, ist Sieger. Zwanzig-, dreißigmal sich bücken, wieder weiter springen, keine der aufgerafften Kartoffeln fallen lassen, nicht anhalten im Lauf, ist übrigens keine Kleinigkeit, wie es auf den ersten Blick vielleicht scheinen könnte.

„Klar Schiff zum Gefecht!“

(Mit Bild auf Seite 141.)

Um sich von der Schlagfertigkeit seiner Bemannung zu überzeugen, läßt der Kommandant eines Kriegsschiffes von Zeit zu Zeit ganz überraschend „Klar Schiff zum Gefecht“ schlagen, d. h. das Signal oder Kommando geben, daß an Bord des Schiffes alle Vorbereitungen für einen Kampf mit möglichster Beschleunigung getroffen werden sollen. Unser Bild auf S. 141 gibt eine Anschauung von dem regen Leben, das dann auf dem Oberdeck eines Kriegsschiffes herrscht. In den Batterien beziehungsweise in den Kasematten und Panzerthürmen haben sich die Geschützbedienungen auf ihre Posten begeben und machen die Kanonen zum Gefechte bereit. Die betreffenden Mannschaften bringen die Munition herbei: Langgranaten werden in Kugelrechen aufgestellt oder mit kleinen Krähnen aus der Bombenkammer gehißt und auf kleinen Rollwagen, die auf Schienen laufen, zu den Geschützen gebracht. Der Feuerwerker mit seinen Maaten überwacht inzwischen die Pulverkammer und die Zureichung der Munition. Die Hotchkißgeschütze, deren eines hinten rechts auf unserem Bilde über Bord gerichtet ist, werden besetzt, auch geschickte Schützen mit Gewehren ringsum postirt, und ebenso sind auch die Marsen (von Laien meist fälschlich Mastkörbe genannt) mit Kartätschgeschützen versehen und mit besonders gewandten Matrosen besetzt. Das Ganze gewährt ein anschauliches Bild des Ernstfalles, auf den Schiff und Bemannung jederzeit gerüstet sein müssen.



Das Kartoffelgreifen, ein Volksspiel in Frankreich.

Um einer Laune willen.

Erzählung von **Botho v. Pressentin.**

(Nachdruck verboten.)

In vielen Gouvernements des europäischen Rußlands hat man eine fast allgemeine Entwaffnung der Landbevölkerung durchgeführt. Fand man vor zehn Jahren in den Häusern der meisten Bauern wenigstens ein altes Schießgewehr aus der Franzosenzeit, um damit dem Wolf eins auf den Pelz zu brennen, wenn er sich gar zu frech erwies, so ist das jetzt anders geworden.

Freilich hat die russische Regierung angeordnet, daß bei den Regimentern — ähnlich wie bei den Franzosen in Algerien — förmliche Jagdkommandos gebildet werden, aber die Verkehrswege im Innern des gewaltigen Zarenreiches sind noch überaus beschwerlich, und der russische Bauer hat noch mehr Furcht vor Allem, was Behörde heißt, als unser Bauer. Wie sollte er auch die Hilfe herbeirufen? Soll er vielleicht fünfzig, achtzig, ja hundert Werst wandern, um dem Kommandeur des nächsten Infanterie-Regimentes sein Leid zu klagen, und dann mit dem Troste heimpilgern, die Herren vom Jagdkommando würden kommen, sobald die Wolfspelze etwas werth seien? Oder soll er eine Beschwerde durch den zugehörigen Gemeindevorstand schriftlich einreichen? Erstlich geht das auch nicht so schnell, wenn man dem Starosten nicht die besten Hühner seines Stalles bringt, und dann folgen den Beschwerden mitunter Untersuchungen. Diese aber bringen fast immer nur Kosten und beinahe niemals Abhilfe.

Unter derartigen Verhältnissen konnte man es Paßkowja Petrowa Straschin, der jungen Wittwe eines kleinen Besitzers im Gouvernement Pskow, nicht verdenken, wenn sie lieber auf die Heiligen und einen gelegentlich geschickt angelegten Waldbrand zählte, wie auf die Hilfe der Jagdkommandos, als ihr im Frühsommer vorigen Jahres durch die Wölfe kurz hintereinander mehrere Schafe von der Weide geholt wurden.

Es gehörte freilich großes Vertrauen in den Schutz der Heiligen dazu, um der Wucht des über sie hereingebrochenen Schicksals nicht zu erliegen, aber Paßkowja Petrowa war ein frommes und auch von der Natur mit seltener Lebenskraft bedachtes Weib. Als ihr Mann im letzten Winter beim Holzfällen im Kronsforst von einem unerwartet niederbrechenden Stamm erschlagen worden war, hatte sie sich vor dem auf einem Brettchen der Thüre gegenüber stehenden Heiligenbilde niedergeworfen und lange gebetet. Seit dieser Andacht stand es bei ihr fest, daß sie den Waldhof für ihren kleinen Sohn erhalten müsse. Ihrem verstorbenen Manne, der lange Jahre die Stellung eines Waldwärters im nahen Kronsforste inne gehabt hatte, war der hauptsächlich aus Neuland bestehende Besitz für einen lächerlich geringen Preis von der Regierung überlassen



„Klar Schiff zum Gefecht!“ (S. 140)

worden, nachdem er das Glück gehabt hatte, seine hohe Excellenz, den Herrn Generalgouverneur, auf einer Jagd vom Tode des Ertrinkens zu erretten. Eine Uebertragung des kleinen Gutes an Fremde, und zwar durch Verkauf, war indessen ausdrücklich untersagt. Paßkowja Petrowa mußte also selbst wirthschaften.

Nun, sie hatte neben einigen zuverlässigen Mägden noch ihren alten Vater bei sich, und das Schicksal meinte es auch sonst gut mit ihr.

Eines Abends fand sie einen jungen Menschen schwerkrank vor ihrer Thüre. Sie nahm ihn auf, pflegte ihn und schuf sich in dem wieder genesenden jungen Deutschen, den die Suche nach Arbeit zu ihr verschlagen, einen treuen, mit allen Zweigen der Landwirthschaft vertrauten Diener. Christoph Kalk verwandelte sich am Tage, wo er zum ersten Mal mit dem Pfluge auf's Feld zog, in Wladimir Christow, und der fleißige Deutsche wußte selbst den alten Großvater zu eifriger Thätigkeit anzuspornen.

So wäre das Leben der Paßkowja Petrowa besser verlaufen, als sie es nach dem Verlust ihres Mannes hätte erwarten können, wenn nicht die Bestien des Waldes fortgefahren hätten, ihren kleinen Viehstand zu vermindern. Vergebens legte Wladimir Christow an verschiedenen Stellen des Feldes Fanggruben und fing auch einige Wölfe. Glaubte er den unersättlichen Räubern einen heilsamen Schreck eingeflößt zu haben, so erschien ein neues Rudel von anderer Seite, und verschwand, bevor man zu retten vermochte, mit der schnell niedergerissenen Beute im undurchdringlichen Walde.

Dumpfe Verzweiflung aber bemächtigte sich der Hausgenossen, als der Großvater eines Abends mit dem Vieh von der Weide heimkehrte und unter wilden Anklagen gegen die Gerechtigkeit des Himmels erzählte, daß nun auch die beste Kuh gewissermaßen unter seinen Augen von einer Bärin geschlagen und in den düsteren Tannenhochwald geschleppt sei. Der Abendgesang vor dem Sommerhause war von nun an verstummt. Im düsteren Schweigen ging man zur Arbeit auf's Feld.

Die einzige Hoffnung setzte Wladimir Christow auf einen Umschwung des Wetters und die Möglichkeit, bei günstigem Winde das seine Aecker umgebende dichte Gebüsch in Brand zu stecken.

Am 7. Juni, einem Sonnabend, schien denn auch endlich die helle Sonne auf die wogenden Getreidefelder um Oponetz. Wladimir Christow saß vor dem Hause und schärfte seine Sense. Gerade als er damit fertig war, nahte auf dem vom Dorfe nach dem Waldhof führenden Wege in schnellster Gangart eine Troika, in der mehrere Personen saßen.

Da der Weg nicht weiter in den Wald führte, so sprang Wladimir, auf's Höchste erstaunt, auf den die Winterwohnung von der Sommerwohnung trennenden breiten Flur und rief der ihm entgegentretenden Besitzerin zu: „Paßkowja Petrowa, zu allem anderen Elend führt uns der Böse noch den Ortsvorsteher oder andere große Herren auf den Hals! Sie kommen in einer Troika von Oponetz her. Verschließe schnell die Truhe, Mütterchen, und bringe die Ferkel durch die Hinterthüre in den Stall. Sie könnten ihnen gefallen, und wie der Wolf die Schafe, der Bär die Kuh nahm, so wüßten wir morgen nicht, wovon wir im nächsten Winter leben sollen."

Diese Gründe schienen der Hausfrau so einleuchtend, daß sie Hals über Kopf die grunzende kleine Gesellschaft aus der Stube hinaus auf den Hof und in den Stall trieb.

Während sie noch damit beschäftigt war, hielt die mit drei kräftigen Braunen bespannte Troika vor dem Hause, und ein Diener sprang vom Bock. Zugleich winkte einer der Insassen des Wagens den Großvater, welcher sich mit der Mütze in der Hand tief verneigte, zu sich und fragte den Alten: „Ist es wahr, daß Euch die Bären und Wölfe in letzter Zeit viel Schaden gethan haben? Ich bin der Chef des Jagdkommandos aus Pskow und will hier einer Grille meines Vetters zu Liebe in der Umgegend einige Jagden abhalten. Vor Allem müssen wir unter allen Umständen einen jungen Bären haben, um ihn einer Dame als Schoßhündchen zu verehren."

Obschon sein jüngerer Begleiter ihn bat, seine Scherze doch vor den Leuten zu lassen, fuhr der Sprecher fort: „Der Herr Baron würde viel Geld für eine solche junge Bestie bezahlen."

„Dazu kann Rath werden, Euer Hochwohlgeboren," versetzte ihm der Großvater lebhaft. „Wir brauchen nur den Spuren zu folgen, welche die Bärin hinterließ, als sie unsere beste Kuh wegschleppte."

„Das wäre ja herrlich!" fiel der als Baron Bezeichnete dem Alten in die Rede. — Zu seinem Verwandten sagte er bittend: „Bedenke, daß von dieser Grille Helenens das Glück meines Lebens abhängt, und daß ich Deine Schulden bezahle, falls Du mir hilfst. Laß uns hier bleiben."

„Hier? Wir sind nicht in Kurland! Da drinnen haust sicher Alles zusammen, was Beine hat. Bei unserer Ankunft hörte ich es verdächtig grunzen."

„Aber es gibt Bären in der Nachbarschaft."

„Lieber Vetter, unsere Base Helene ist eine verteufelt hübsche Hexe, aber diese Laune übersteigt doch alles Dagewesene. Auf alle Fälle thun wir besser, uns im Dorfe beim Starosten einzuquartieren."

„Nichts da! Wenn Du wirklich mein Freund bist, Feodor Alexandrowitsch, so laß uns hier bleiben. Der junge Mensch dort gefällt mir."

Kapitän Feodor Alexandrowitsch zögerte trotz dieser Worte. Er kannte die russischen Verhältnisse besser wie sein kurländischer Verwandter, Baron v. Schwaan; deshalb fragte er mit einer gewissen skeptischen Neugier: „Habt Ihr gutes Langstroh, auf dem noch Niemand geschlafen hat, und frische Eier?"

„Euer Hochwohlgeboren zu dienen!" fiel der Vater von Paßkowja Petrowa als Ehrenretter ein, dem wohl in Erinnerung geblieben war, daß der Kapitän gesagt hatte, es gäbe viel zu verdienen, wenn man seinem Freunde einen jungen Bären schaffe. „Große schöne Eier, ein Stückchen frische Butter und Brod von der vorigen Woche. Und das Winterhaus hat Wladimir Christow nach dem Umzuge neu geweißt und in Stand gesetzt."

Mit einem schweren Seufzer warf der Kapitän seinen Mantel von der Schulter und rief: „Gut, so bleiben wir! Vergiß aber nicht, daß Du es gewollt hast, lieber Schwaan!"

Damit hieß der Kapitän seinen Diener die Gewehre und den mitgeführten Mundvorrath in das Winterhaus tragen; den Kutscher sandte er mit dem Fuhrwerk nach Oponetz zu dem Starosten.

In dem Augenblick, wo die Herren den Flur betraten, kam ihnen Paßkowja Petrowa in dem schnell angelegten besten Kleide entgegen und hieß die Fremden willkommen. Ihre Stirne war nicht heiter, ihre Stimme klang nicht demüthig, wie vorhin die ihres Vaters. Die Hausfrau hatte noch keine Ahnung, was das Ganze zu bedeuten habe. Wladimir Christow raunte ihr jedoch schnell etwas zu, und nun verschönten sich ihre Züge unter einem liebenswürdigen Lächeln. Es handelte sich um eine Privatsache, die man sich theuer bezahlen lassen konnte; das war ganz ihr Fall. Mochten die Herren bleiben. Nun waren ihre Worte ernst gemeint, mit denen sie zu Feodor Alexandrowitsch sagte: „Gebieten Euer Hochwohlgeboren wie in Ihrem eigenen Hause."

Das geschah denn auch, und Dank der mitgeführten Decken und Elennshäute war auf dem Fußboden des Winterhauses nicht nur in kurzer Zeit ein ganz bequemes Lager hergerichtet, sondern der weißgescheuerte starke Tannentisch war auch mit einer blüthenweißen Tischdecke gedeckt. Trotz alledem verhielt sich der Kapitän höchst skeptisch hinsichtlich des von seinem Verwandten erhofften Jagderfolges. Er verließ sich als alter wohlgeschulter Jäger gerne nur auf das, was er mit eigenen Augen sah. Was ihm der Bauer von dem Verfolgen der Fährte gesagt hatte, betrachtete er lediglich als einen Beweis dafür, daß der Kronsforst in der Nähe Bären barg, und das wußte er ohnedies. Feodor Alexandrowitsch baute vielmehr darauf, daß er die nächstwohnenden kaiserlichen Förster durch den Ortsvorsteher für den kommenden Morgen nach Oponetz bestellt hatte, und daß er dann von ihrem sachkundigen Rathe erfahren könne, wie es ihm möglich sei, sich dem reichen kurischen Vetter in gewünschter Weise gefällig zu zeigen.

Ganz anders verhielt sich Baron Schwaan, der bald nach seiner Ankunft draußen wiederholt mit Wladimir Christow gesprochen hatte. Während er seinen Begleiter ruhig alle Maßnahmen treffen ließ, rieb er sich vergnügt die Hände und meinte zu Jenem: „So will ich wenigstens versuchen, einen Wolf auf dem Anstand zu schießen. Sei unbesorgt, wenn ich spät heimkehre; ich nehme den Knecht mit, der alle Stege und Wege in der Umgegend kennt."

Feodor Alexandrowitsch wollte hiervon zunächst nichts wissen, bot dann seine Begleitung an, kam hiervon jedoch zurück, weil er es für möglich hielt, daß sich die beorderten Kronsförster schon an diesem Abend bei ihm melden könnten.

Unter diesen Umständen machte sich Baron Schwaan mit Wladimir Christow gegen sechs Uhr auf den Weg nach der an den Wald anstoßenden Wiese, von der die Kuh durch den Bären in den Wald geschleppt war. Mit einer Büchsflinte bewaffnet, deren Schrotlauf er mit Rehposten geladen hatte, überließ sich der junge Großgrundbesitzer mit einem sofort vorhanden gewesenen Vertrauen der Führung Wladimir Christow's. Lange schon waren die Laute seiner Muttersprache nicht mehr über die Lippen des jungen Knechtes gekommen. Nun plauderte der in's heilige Rußland Verschlagene treuherzig mit dem höher Gebildeten und setzte dem Baron seinen Plan auseinander.

Ungefähr glaubte Wladimir Christow die Gegend zu kennen, in welcher die Bärenfamilie ihr Heim aufgeschlagen haben mußte. Es war dieses ein im dichtesten Tannenforst gelegener Grund, in dem ein Windbruch der letzten Jahre verschiedene Riesenstämme unentwirrbar übereinander geworfen hatte. Am Ausgang dieses Grundes mußten sie bei Sonnenuntergang aufpassen, bis die Alten auf Raub ausgingen; vielleicht war es dann möglich, sich eines Jungen zu bemächtigen.

Baron Schwaan bot seinem Begleiter den mitgeführten Revolver als Waffe an, allein Wladimir Christow lehnte dieses Anerbieten dankbar ab. „Ich wüßte das Ding doch nicht zu gebrauchen," sagte er offen. „Diese Axt hier, die ich über dem Rücken trage, wird mir nöthigenfalls sichere Dienste leisten." —

An dem Waldrande angelangt, ging die deutlich sichtbare Fährte zunächst in ein trockenes Bruch. Man vermochte dem niedergetretenen Grase ohne Weiteres zu folgen. Sehr bald jedoch mußte dem Bären die Arbeit in dem Unterholz sauer geworden sein; er hatte das Bruch verlassen und war auf einem mit Tannen bestandenen Hügelrücken weitergegangen. Auf

dem glatten Moos war ihm das Fortschleppen der Beute offenbar leichter geworden. Noch immer war kein Fehlgehen möglich; die Beine des Rindes hatten bald hier, bald dort den Waldboden wie ein leichter Pflug aufgerissen. Es gehörte durchaus kein Pfadfindertalent dazu, der Schleifbahn weiter zu folgen. Bald führte die Spur in fast gerader Richtung auf die Mulde zu, in welcher der Windbruch stattgefunden hatte. Und das war es, was Wladimir Christow vorausgesagt hatte.

Jetzt meinte er flüsternd: „Sehen Sie, hier beginnt der Windbruch; auf der Höhe liegen die Stämme quer durcheinander. Wir werden jetzt der Fährte nicht weiter folgen dürfen. Verlassen die Bären ihr Lager, so würden sie bald auf unsere noch warmen Spuren treffen und uns vielleicht in unserem besten Geschäfte überraschen. Wir müssen den Höhenrand halten, so daß wir nur eben hinabschauen können."

„Gut, mein Freund, aber leider wird das Unterholz so dicht, daß wir wenig sehen werden."

„Wir müssen uns eben auf gutes Glück verlassen."

„Meinetwegen, aber trinken wir einmal einen Cognac vorher, Wladimir Christow."

„Danke, Herr Baron; ich trinke nichts als Wasser. In der Brennerei, die mein Vater in Polen verwaltete, habe ich mir das Trinken verekelt!"

„Sehr erklärlich!" lachte Schwaan. Damit nahm er einen tüchtigen Schluck aus seiner Feldflasche; dann ging es in lautlosem Schweigen weiter. Stellenweise standen die jungen Tannen unter den Riesenstämmen so dicht, daß sie auf Händen und Füßen hindurchkriechen mußten. Mitunter wichen sie auch nothgedrungen vom Rande der Mulde ab, aber sie kehrten immer wieder dahin zurück.

Als sie nach einer solchen neuen Umgehung wieder zwischen dichtem Gebüsch in die Schlucht hinabschauten, sahen sie etwa zwanzig Fuß unter sich auf einen kleinen freien Platz, der die reine Schädelstätte war.

„Der Speisesaal des Meister Petz!" flüsterte der Baron seinem Begleiter zu.

„Vielleicht ist sein Sommerhaus gar nicht fern. Wir dürfen nicht weiter!" entgegnete der junge Deutsche. Seine Blicke flogen schnell umher. Ziemlich rathlos blieben sie an einer ganz in ihrer Nähe stehenden verkrüppelten Tanne hängen, deren unterste Zweige sich etwa zehn Fuß über dem Boden ausbreiteten. Schwaan verstand die stumme Frage, und indem er zustimmend nickte, schlich er ohne Weiteres auf den Stamm zu.

Wladimir Christow folgte. Beide hatten indessen die Stärke des Baumes unterschätzt. Der Baron reichte seinem Begleiter das Gewehr und versuchte sich hinaufzuziehen. Vergeblich! Flüsternd gestand er, den Versuch aufgeben zu müssen.

Wladimir Christow schüttelte jedoch energisch den Kopf und begann die Axt zu lösen, welche er an einem Strick über den Rücken trug. Sobald er sie in der Hand hielt, zog er den Baron zur Seite und mit einem Hieb trieb er die Schneide in einer Höhe von etwa sechs Fuß tief in den Baum. Dumpf aber kurz hallte der Schall durch den ruhigen Wald. Einen Augenblick lauschten Beide, dann beugte der junge Deutsche mit gegen den Baum gestemmten Armen seinen Rücken und bedeutete den Baron hinaufzusteigen. Nun saß dieser sehr bald mit dem Gesicht nach der Mulde auf einem der großen Aeste. Wladimir Christow aber reichte ihm erst sein Gewehr hinauf; dann sprang er nach der Axt empor und gleich darauf befand er sich regungslos auf einem Nebenzweig.

Beide rührten fortan kein Glied, aber welche Pein hatten sie mit der Zeit auf dem luftigen Sitze zu erdulden! Schwaan verwünschte die Laune seiner über Alles geliebten Base, die ihm das Einbringen eines lebendigen jungen Bären als Beweis seiner Liebe auferlegt hatte, und seine eigene Dummheit, sich dieser Laune gefügt zu haben.

Wladimir Christow aber begann zu empfinden, daß es doch nicht so leicht sei, sich den für ein Gelingen zugesicherten hohen Preis zu gewinnen. Aber Beide duldeten die mit jeder Minute zunehmende Marter und hoben sich nur hier und da ein wenig auf ihren Händen.

Die Sonne begann sich zu neigen. Alle Vögel des Waldes wurden lebendig, aber immer trübseliger schaute der Himmel herein. Es begann zu regnen.

Der Baron flüsterte seinem Hintermann in halber Verzweiflung zu: „Auch das noch."

„Das ist gut!"

Schwaan sah sich auf diese Worte hin so plötzlich um, daß er fast hinunter gefallen wäre. Ein Glück, daß er sich noch hielt; denn gerade jetzt vernahmen Beide in der Mulde unter sich ein seltsam schurrendes Geräusch. Gleich darauf glaubten sie einen Gegenstand über den Boden rollen zu hören. Wahrhaftig! Da purzelte ein kleiner Petz, von der Größe einer guten Katze, der einen Knochen spielend zwischen seinen Vorderpranken hielt, auf dem Boden herum, und nun warf sich ein zweiter spielend über ihn, um ihm die Beute zu entreißen; etwas weiter aber ertönte ein gedämpftes Brummen.

„Die Alte!" flüsterte Wladimir Christow.

Als habe die Bärenmutter diesen Hauch seines Mundes vernommen, so tauchte sie lauschend an der Böschung auf. Den Kopf hoch stand sie ohne sich zu rühren und holte Wind ein. Die Witterung mußte durch den Regen niedergedrückt werden.

Immer starrer richteten sich die Augen des Bären nach der verkrüppelten Tanne, von der aus ihm die todbrohenden Rohre entgegenstarrten. Noch war der Baron im Zweifel, ob er überhaupt schießen solle; da flüsterte Wladimir Christow: „Schnell oder sie verschwindet sammt den Jungen!"

Baron Schwaan war ein vortrefflicher Kugelschütze, und die Entfernung so gering, daß er bei dem noch immer vorhandenen guten Büchsenlicht kaum den weißen Brustfleck fehlen konnte, wo jede Kugel tödtlich zu wirken pflegt. Trotzdem ließ er sich so merkwürdig viel Zeit, daß ihm sein Begleiter nochmals zuraunte: „Schießen Sie doch!"

Und nun endlich berührte der Finger den Abzug der Büchse. Ein Feuerstrom entfuhr dem Rohre, und wie vom Blitz getroffen rollte das mächtige Thier, durch's Herz getroffen, von Busch zu Busch in die Mulde nieder.

Noch bevor der glückliche Schütze daran dachte, seinen Platz zu verlassen, war Wladimir Christow mit einem gewagten Sprung vom Baum. Blitzschnell riß er die Axt aus dem Stamm und noch hatte Baron Schwaan den Erdboden nicht erreicht, so ertönte bereits unten in der Schlucht ein lauter Jubelruf. Der Knecht hatte einen der kleinen putzigen Gesellen trotz seines Beißens und Kratzens beim Fell erwischt.

Als Schwaan, der seine Büchse wieder geladen hatte, zur Stelle erschien, waren dem Thier bereits mittelst des Strickes die Läufe zusammengebunden. Mit rollenden Augen versuchte es, sich gegen seine Banden zu sträuben.

Bei diesem Anblick jubelte auch der Baron auf. Der todte Bär war seiner Waidmannslust ein Triumph; der murrende kleine Geselle, dem Wladimir Christow mit dem Strick eben einen Maulkorb anlegte, verbürgte ihm den ausgesetzten Preis.

„Hundert Rubel hast Du gewonnen, mein Freund!" rief Schwaan überglücklich, indem er einen Blick auf den verendeten Bären warf. Erschreckt aber rief er im nächsten Augenblick: „Das ist die Bärin nicht!"

Wladimir Christow vernahm diese Worte kaum, als er gleichsam instinktiv seine Axt vom Boden aufnahm. Gerade noch zur Zeit, denn schon schnob es im fahlen Dämmer durch die dichten Büsche — brechend und knackend — daher. Baron Schwaan riß das Gewehr an den Kopf. Ein gewaltiger Körper erhob sich dicht vor ihnen auf den Hinterfüßen. Zweimal blitzte es kurz hintereinander auf, aber unaufhaltsam fielen die Vorderpranken der angeschossenen Bestie nieder und in einem unentwirrbaren Knäuel rollten Mensch und Thier vor den Füßen des jungen Deutschen auf dem Boden umher.

Die Axt hoch erhoben stand Wladimir Christow und spähte nach dem Kopf der Bärin. Schon wollte er zuschlagen; da verschob sich das Bild von Neuem. Noch eine Sekunde der tödtlichsten Angst! Dann sauste die Schneide nieder.

Der wackere Deutsche hatte einen guten Hieb gethan. Die Bärin fiel todt zurück, und Wladimir Christow konnte das Ungethüm zur Seite reißen.

Da lag der Baron! Eben noch ein lebensfroher, kräftiger Mensch, jetzt ein von Blut überströmter schmerzzuckender Körper. Der linke Arm, die rechte Schulter waren von den Krallen des wüthenden Thieres zerfleischt. An den Schenkeln hingen Fleisch- und Kleiderfetzen nieder.

Was thun? Nach Hause eilen; den Schwerverwundeten streifenden Wölfen zur Beute werden lassen? Unmöglich!

Wladimir Christow that, was er in dieser Lage thun konnte. Er löste die Feldflasche des Barons von dessen Seite und flößte den ächzenden Lippen etwas Cognac ein. Ein neuer Lebensstrom schien den Körper zu durchrieseln. Die Augen öffneten sich; sein Mund suchte nach Worten. Noch einige Minuten, dann trat es stockend über die blassen Lippen: „Haben wir — das Junge?"

Wladimir Christow glaubte zu träumen. Kaum dem Tode entronnen, dachte dieser Mensch zuerst an die Weiberlaune, die ihn in diese Lage gebracht. Beinahe wüthend schrie er dem Todeswunden die Worte zu: „Was soll ich mit Ihnen hier in der Nacht im tiefen Forst beginnen?"

„Schießen! — Schießen!" murmelte der Baron; dann schien er wieder die Besinnung zu verlieren. Und Wladimir Christow wußte nichts Besseres, als den ihm ertheilten Rath zu befolgen. Er lud das Doppelgewehr und schoß von Zeit zu Zeit beide Läufe ab. Dazwischen riß er seinen eigenen Rock in Stücke und unterband damit, so fest er konnte, den linken Arm des Verwundeten.

Immer tiefer wurde das Dunkel der Nacht. In einiger Entfernung heulten beutelüsterne Wölfe. Noch immer keine Hoffnung auf Hilfe! Der Baron kam zu sich und wurde sich seiner verzweifelten Lage bewußt. Trotzdem waren alle seine Gedanken mit der Geliebten beschäftigt. „Sterbe ich," sagte er, „so bring ihr den jungen Bären mit meinen letzten Grüßen. Sie möge meiner gedenken." —

Wieder und wieder schoß Wladimir Christow in die Luft. Und endlich nach Stunden, die wie Jahre dahinstrichen, antwortete ein Schuß vom Felde her.

Noch eine grausam lange Zeit verging; dann stürmten Gestalten mit Laternen durch den Forst. Gleich darauf war Feodor Alexandrowitsch mit seinem Diener und zwei Kronsförstern zur Stelle, und auf einer schnell hergestellten Bahre schaffte man den Schwerverwundeten nach dem Waldhof. Wladimir Christow aber trug den jungen Bären auf der Schulter heim.

Als Baron v. Schwaan nach einem mehrwöchentlichen schweren Krankenlager im Winterhause der Frau Paßkowja Petrowa endlich so

weit war, um nach der Heimath überzusiedeln, drückte er der Besitzerin des Waldhofes eine große Summe mit den Worten in die Hand:

„Nicht wahr, wir bleiben gute Freunde, auch wenn ich Ihnen Christoph Kalk als meinen Diener entführe. Der Teufelsjunge hat mich auf meinem Krankenlager schwören lassen, keiner Weiberlaune wieder zu folgen. Nun muß er das meiner Verlobten bezeugen, wenn ich nicht mehr so fügsam bin als zuvor. Das eine Gute hat die Sache wenigstens gehabt: Ich bin schnell zu meiner Braut gekommen; Sie aber sind Ihre unbequeme Bärenfamilie los."

Paßkowja Petrowa betrachtete schmunzelnd die unerwartet große Summe in ihrer Hand; dann küßte sie die gesunde Rechte des Scheidenden und rief ihm zu: „Gott segne Euer Hochwohlgeboren und Hochdero zukünftigen Frau Gemahlin Launen."

Christoph Kalk aber sprang glücklich über die günstige Wendung seines Geschickes auf den Bock des Tarantas und fort ging es gen Westen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der Diebsriecher von Breslau. — Es ist unzweifelhaft festgestellt, daß jeder der menschlichen fünf Sinne ganz besonders ausgebildet oder geschärft werden kann, so hat sich der Geruchsinn — allerdings durch fortwährende Uebung — in ganz besonderer Weise bemerkbar gemacht bei dem „Diebsriecher von Breslau", der im Jahre 1850 die dortigen Gerichte stark beschäftigte. Ueber diesen interessanten Menschen hat Medizinalrath Ebers einen aktenmäßigen Bericht veröffentlicht, dem wir Nachstehendes entnehmen: Einem Schäfer der Breslauer Gegend war aus wohlverschlossenem Kasten eine Summe Geldes entwendet worden. Zur Wiedererlangung derselben und zur Ermittelung des Diebes nahm er die Dienste eines Taglöhners L. in Anspruch, der bei den Nachbarn im Rufe eines „Diebsriechers" stand. Der Wundermann kam, beroch den Kasten, durchforschte schnüffelnd das ganze Haus und fand endlich das Geld in einem Lederbeutel auf dem Hofe versteckt. Der dem Beutel anhaftende Geruch half ihm dann auf die Spur des Diebes, und zwar bezeichnete er die eigene Tochter des Bestohlenen als die Schuldige.

Das Mädchen wollte jedoch diese Beschuldigung nicht auf sich sitzen lassen, und so gelangte der Vorfall zur Kenntniß der Behörde, die nun ihrerseits den Diebsriecher wegen Betrugs und Verleumdung vor Gericht zog. Bei der Verhandlung stellte sich indessen heraus, daß der Beklagte nicht nur in diesem sondern auch noch in sehr vielen ähnlichen Fällen richtig gerochen hatte!

Auch nahm der Riechvirtuose keinen Anstand, auf Verlangen des Richters sogleich Beweise von seiner ungemeinen Feinnasigkeit abzulegen, indem er nach der oben angegebenen Methode nur mittelst des Geruches jeder Gerichtsperson die ihr gehörige Kopfbedeckung nachwies, den Besitzer einer Brieftasche unter den Anwesenden ausfindig machte u. dergl. m.

Auf Befragen der ärztlichen Sachverständigen gab er an, daß er schon als Knabe Personen am Geruch zu unterscheiden und von denselben berührte Gegenstände am Geruch zu erkennen vermocht habe. Unser Diebsriecher wurde daraufhin von der Anklage entbunden, nichtsdestoweniger aber gereichte schließlich dieser Prozeß ihm oder vielmehr seiner Nase zum Verderben. Der dadurch erlangte Ruf verschaffte ihm eine ausgedehnte Kundschaft, er erwarb mühelos verhältnißmäßig viel Geld, ergab sich dem Trunke, und zog sich im Rausche durch einen Fall auf den Hinterkopf eine Verletzung zu, an der er starb. [K. St.]

Drastische Zurechtweisung. — Der Herzog von Wellington hatte, obgleich er in Irland geboren war, wenig Sympathien für das grüne Erin. Als ihn einst Jemand damit begrüßte, daß er, da er im Schloß von Dungan, Grafschaft Meath, geboren sei, durch dieses Faktum irischer Nationalität sei, entgegnete ihm der Herzog schroff: „Ein Mann ist kein Schwein, wenn er auch zufällig in einem Schweinestall geboren ist!" [—dn—]

Humoristisches.



Ein Trost.

— Aber um Gottes willen, Franz!
— Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, ich habe mir nicht weh gethan!



Alte Bekanntschaft.

Gerichtsdiener: Herr Amtsrichter, die Parteien Müller und Schuster streiten sich im Vorzimmer; Müller hat den Schuster ein Kameel, und Schuster den Müller einen Esel geheißen.

Amtsrichter: So? Die scheinen ja einander sehr gut zu kennen.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 19.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 17:
Dorn und Disteln stechen sehr, falsche Zungen noch viel mehr.

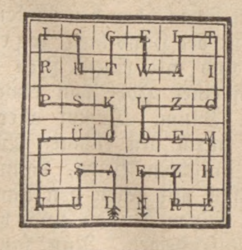
Charade. (Zweisilbig.)

Wer vor Allem die Erste liebt,
Wird als edel gelten;
Jeden, der schnöd sich der Zweiten ergibt,
Werden die Edlen schelten.

Wem das Ganze das Herz durchdringt,
Wirkt oft Großes auf Erden.
Wenn er es nicht in Schranken zwingt,
Kann es zum Fluche werden. [C. Leo.]

Auflösung folgt in Nr. 19.

Auflösung des Kryptogramms in Nr. 17:



Auflösung des Logogriphs in Nr. 17: Condor, Contor.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.